

(Nachdruck verboten.)

64) Das tägliche Brot.

Roman von E. Viebig.

Blas, ganz erschöpft, mit verteinten Augen kam sie zu Hause an.

Die Eheleute sahen bei einem festlichen Mahl. Ein mariniertes Hering mit Zwiebelscheiben und Bratkartoffeln durchdufteten den Raum; Artur bestrich sich ein mit Schweizerkäse belegtes Brot dick mit Mostich.

Und etwas von festlicher Freude schwebte durch die ganze Stube. Selbst das Lämpchen brannte heller.

Aus Mines Gesicht schienen viele Falten fortgewischt, ein Schimmer von Glück machte sie wieder jung. Glänzenden Auges sah sie ihren Mann an und strich einmal verstohlen über seinen Ärmel. Sie lachte hell über Fridchen, die auf den Behenstüben stand und mit fettig glänzenden Händchen auf den Tisch zu langen versuchte.

„Artur hat 'ne Stelle,“ jauchzte Mine Berta entgegen.

„So. Na, wenn schon!“ Ohne weitere Frage, in einer mutlosen Erschöpfung, ließ sich das Mädchen am Tisch nieder und stützte den Kopf in die Hand.

„Zarvoll,“ sagte Artur stolz und reckte sich auf. „Ich habe mich aber auch nicht schlecht drum abgerackert. In der Kneipe wer' ich mit einem aus der Buchdruckerei in der Bülowstraße bekannt, da sagt er: bei ihnen is jetzt so viel los, sie stellen Hilfsarbeiter an. „Zehn Se doch mal hin“, sagt er. Erst wollte ich nich — sich anbieten?! Da drücken se gleich. Aber denn ging ich doch. Na und denn“ — er warf sich in die Brust — „jehz bin ich eben Angestellter der Firma Gutzzeit u. Co. Achtzehn Mark die Woche — ganz nobel, was? Mine, jeh noch mal runter un hol noch 'ne doppelte Weiße raus! Mit der Zeit bringt man's zu was, un Bücher waren ja immer mein Fall.“

„Wenn se der denn nur nich wieder entlassen, wenn nich mehr so gutte Arbeit is,“ sagte Mine, schon wieder ängstlich, und die Falte über der Nasenwurzel war auf einmal da. „Du bis doch nur Hilfsarbeiter.“

„Was, Hilfsarbeiter! Quatsch! Die werden sich schön hüten un mich entlassen. Is das so leicht, 'n gebildeten Menschen zu kriegen?! Das is doch was anders, wie so en ganz gewöhnlicher Kerl!“

Artur sah heute sehr auf dem hohen Pferd. So vergnügt war er lange nicht gewesen, und, seit sie verheiratet waren, auch noch nie so liebenswürdig gegen seine Frau. Er neckte sie, tätschelte ihre Wangen und nannte sie seine „gute Olle“. Fridchen hob er auf die Schulter und hoppelte mit ihr in der Stube umher; und das Kind, solcher Freude ungewohnt, zupfte, hell jauchzend, des Vaters Locken.

Er pfiff und sang, bis die Leute, eine Etage tiefer, unsanft mit einem Stod gegen die Decke stießen.

In all dieser Fröhlichkeit, die sich, wie ein seltner Sonnenstrahl in eine lange verhängte Kammer, hier hinein verirrt, sah Berta ohne Anteil.

Ihre Brauen waren zusammengezogen, ihr Mund geringeltätig aufgeworfen. 'ne neue Stelle und drei Mark mehr die Woche — das lohnte sich gerade!

Und dann entrang sich ihrer Brust ein zitternder, gequälter Seufzer.

30.

Das erste Gewitter des Frühjahrs war niedergegangen. Am Mittag hatte die Sonne auf den Asphalt geprallt und mit Strahlen, gleich Schwertern, gestochen. Was da konnte, hatte den Schatten gesucht. Jetzt am Abend, da die Sonne sich längst hinter schweren Wolken verborgen, war es wieder eifig kalt. Jede Wärme schien mit Donner und Blitz entwichen, eine regenfeuchte, dunkle Nacht hing über den Straßen.

Grete kauerte auf der Eimerbank in der Küche.

Den ganzen Tag war sie krank gewesen. Schon am frühen Morgen hatte ihr Herz wild gepocht, als wollte es die Wölbung der Brust sprengen, ein immerwährendes Bittern hatte sie überflogen; ihre Glieder, schwer und lahm, gehorchten ihrem Willen nicht. Zuletzt war sie auf dem Küchentischbett zusammengebrochen, hatte Stunden in einer dumpfen Ab-

spannung gelegen und beim ersten Donnerschlag bebend und entsetzt den Kopf im Kissen versteckt.

„Denk an die Ewigkeit! Du mußt sterben!“

Nie waren ihr diese Worte, die in flammendem Rot die Saalwand der Heilsarmee zierten, flammender erschienen. Sie las sie in jedem Blitz, der die Nacht des Kellers durchzuckte; sie hörte sie in jedem Donner, der alles Getöse der Straße überschrie.

Weinend, betend, zitternd lag sie in undurchdringlicher Finsternis. Bei jedem Blitz, bei jedem Donnerschlag zuckte ihr armer Leib, Angstseufzer entstrangen sich ihren bleichen Lippen, fiebernde Blut und fröstelnde Kälte überjagten sie. Sie fürchtete — heute, jetzt, in dieser Minute kommt das Gericht! — Sie fürchtete, ach, nicht für sich!

Ein untwiderstehlicher Drang trieb sie zu den Thren. Als die Mutter zufällig in die Küche kam, haschte sie nach deren Kleid. „Mut — terken!“

„Ja, wat willstste? Fürchtste Dir ooch? Schauderhaftes Wetter. Nu kommt keen Was in'n Raden, traut sich ja keener raus. Is bleibe sitzen uf all den Spinat und de Khabarberstengel. Wie det pladdert! Hör uf!“ Mit der Faust drohte sie nach oben.

„Mutter!“ Das war ein entsetzter Aufschrei, aber die Reschke hörte schon nicht mehr, laut rasonnierend hatte sie die Küche verlassen.

Als das Gewitter ausgegrollt, fühlte sich Grete wohler. Jetzt sah sie schon lange auf der Eimerbank und lauschte dem eintönigen Plätschern des Regens. Das Plätschern klang wie ein Wiegenlied, so sanft, so einlullend, immer dieselbe Melodie — sacht, sacht — dem einsamen Mädchen fielen die Augen zu.

Grete schlief nicht, sie träumte nur. — — — — — Horch, Klänge der Heilsarmee! Jubelnde Stimmen Geretteter! Sie wallen durchs Perlektor, in Kleidern weiß wie Schnee; ausgegilgt sind alle Flecken, ausgewaschen alle Schuld, Schande und Sünde im herrlichen Strom des Heils.

Und die Auserkorenen, sie, die voran stehen am Thron, lächeln und winken: „Halleluja, es ist auch Sieg für Dich! Rette Deine Seele, rette Seelen, rette, rette!“

„Oh — —!“ Grete streckte im Dunkel der Küche die Hände aus — sie wollte auch Seelen retten, wie gern, o wie gern! Wer ihr doch glaubte! Wenn sie doch erzählen dürfte, „die wunderbare History — von Jesu und seiner Glory!“

Entschlossen, in einer Begeisterung, die sie kühn machte, stand sie auf. Da ging die Tür, Mutter Reschke erschien mit Elli, ein Lämpchen in der Hand. „Nanu, noch in Dunfeln, olle Nachtente?“ Es sollte scherzhaft klingen, aber schon bei dem rauhen Stimmtone zuckte das Mädchen, empfindlich berührt, zusammen.

„Hier haste Licht. Un nu mach Feuer an und wärme Batern det Hebrigeliebene von Mittag. Un denn jibste ihm noch eenen von de Matjeshäringe, die obenuf in de Krufe liegen. Die müssen weg. Du kannst Dich ooch 'n halben nehmen. Is jehse mit Elli noch 'n bißken fort.“

Nun sah Grete, Elli war im Puh.

„Sch soll singen,“ rief die Kleine stolz und drehte sich. „In 'n Frünkrum oben in de Strafe feiern sie Zeburtstag. In Schule muß ich auch immer vorsingen, von die andern kann keine so jut.“

„Det floobe id woll!“ Mutter Reschke strich ihrer Jüngsten über das gewellte Blondhaar. „Sehr nobel von die Konkurrenz, det se uns injeladen hat — na, Kunststück! Det is ja nur wejen Elli. Na, id sage, Du wirst scheene Ferore machen!“

„Mutter!“ Grete faßte in krampfhafter Entschlossenheit nach dem Arm der Mutter, ihre wachsblichen Wangen wurden glühendrot. „Mutter,“ stieß sie mit aller Anstrengung heraus, während ihre Augen, stumm flehend, baten. „Ich — kann — auch — was — Schönes — singen!“

„Ach, Du bis woll verrückt! Dir verstehst man ja nich!“ Elli kicherte.

In Gretes Augen erlosch jäh aller Glanz, die Röte wich aus ihrem Gesicht, schein zog sie die Hand von der Mutter Arm; all ihr Mut war fort. Tränen schossen ihr in die Augen; schüchtern wich sie ein paar Schritte zurück.

„Na, sei man nich futterneid'sch!“ Die Keschke war heute abend, in Aussicht auf das Geburtstagsvergüügen, guter Laune und strich auch Grete über den Kopf. „Was Du for'n storres Haar hast jejen die Elli. Na, adje, Grete!“

Sie gingen. Grete und ihr Vater waren allein im Keller.

Der Alte sah in der Sofaecke, hinter der mit einer Zeitung verhängten Lampe, ganz in stummes Brüten versunken. Als Grete heranschlich und leise den Teller mit Essen vor ihn hinschob, überflog ein freundlicher Schein sein stoppliges Gesicht. „Wiste da, Trudeken?“

Grete schmiegte sich an ihn. „Vaterken!“

„Ach Du,“ sagte er enttäuscht, aus seinen Träumen auf-fahrend. „Na, sek der man, Kind, un is!“

Aber Grete konnte nicht essen. Als beim Ton ihrer Stimme so plötzlich der helle Schimmer in des Vaters Gesicht erloschen, hatte sich ihr Herz schmerzhaft zusammengekrampft. Lautlos huschte sie zur Glastür hinaus in den leeren Laden, hinter die große Rolle. Da verbarg sie ihr Gesicht in den Händen und weinte.

Draußen plätscherte der Regen, eintönig, einsullend; hier im Laden konnte sie sein Rauchen noch besser verstehen. Es wurde zum Lied, zum vollen Chor seliger Stimmen:

„Durchs Perlentor, da ziehn wir ein,
Ein heilig mächtig Heer —“

Sin, hin! — — —

Grete fuhr auf, ihr Blick streifte die dunklen Wände — nein, fort, hier konnte sie nicht bleiben, sie mußte zu jenen, die da singen! Zu jenen, die da siegen, die da einziehen durchs Perlentor! Fort aus dem öden, finstren Keller, aus dem Verachtetsein zur Herrlichkeit!

Scheu sah sie sich um, schlich auf den Zehenspitzen zur Glastür zurück und lauschte. Der Vater schlief in der Sofaecke wie alle Abend, sie hörte sein Schnarchen.

Es hielt sie keiner zurück. Sin, hin!

Nur so viel Besinnung hatte sie noch, ein Tuch, das achtlos hingeworfen lag, aufzuraffen und um die Schultern zu schlingen. Dann huschte sie fort.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hader zweier Mirgoroder Größen.

2)

Von Nikolaus Gogol

II.

(Man erfährt, was Iwan Iwanowitsch begehrt, was der Inhalt des Gespräches zwischen Iwan Iwanowitsch und Iwan Nikiforowitsch gewesen und womit es schloß.)

Am Morgen — es war im Monat Juli — lag Iwan Iwanowitsch unter dem Wetterdache. Der Tag war heiß, die Luft trocken, schwül und verhiß Regen. Iwan Iwanowitsch hatte schon Zeit gehabt, hinter der Stadt die Wäher zu besuchen, im Dörfchen einzuschauen und die ihm entgegenkommenden Männer und Weiber zu fragen: „woher, wohin, weshalb?“ Er war überall herumgewesen und ruhte jetzt aus. Im Viegen blidte er lange auf die Kammern, den Hof, die Scheuer, auf die im Hofe herumspazierenden Hühner und dachte bei sich: „Ach Du mein Gott! welsch ein Birt ich bin! Was findet sich nicht bei mir! Geflügel, volle Scheuern, was nur das Herz begehrt, geklärter, abgezogener Branntwein; im Garten Birnen und Zwetschen; im Gemüsegarten Mohn, Kraut, Erbsen . . . Was fehlt denn hier? . . . Das möchte ich doch wissen.“ . . .

Nachdem er sich so tiefen Betrachtungen hingegeben, wurde er nachdenkend; dabei schweiften die Augen des Iwan Iwanowitsch, nach neuen Gegenständen suchend, über die Planen in das Gehöft des Iwan Nikiforowitsch und waren unwillkürlich von einem interessanten Schauspiel in Anspruch genommen. Ein hageres altes Weib trug der Reihe nach verlegene Kleidungsstücke ins Freie und hing sie auf einer aufgespannten Schnur zum Lüften auf. Rasch streifte eine alte Uniform mit fadenscheinigen Aufschlägen die Arme in die Luft und umfaßte ein Korset von golddurchwirktem Stoff; ihr folgte die Adelsuniform mit dem Wappen auf den Knöpfen und einem von den Ratten zerfressenen Kragen; weiße Wollpantalone voller Flecken, die ehemals die Beine des Iwan Nikiforowitsch bedeckten und jetzt höchstens nur auf die Finger sich spannen ließen. Darauf wurde ein zweites Paar von weiten Dimensionen gehängt und daneben eine blaue Kosakenjade, die sich Iwan Nikiforowitsch von zwanzig Jahren nähren ließ, als er sich zum Eintritt in die Miliz vorbereitete und sich den Schnurrbart wachsen ließ. Endlich kam jogar der Degen zum Vorschein, der mit der Spitze in der Luft baumelte. Dann entwickelten sich die Falten eines grasgrünen Kastans mit kupfernen Knöpfen von der Größe eines Fünf-

lopfenstückes. Zwischen den Falten wurde ein Kamisol mit Goldborten sichtbar. Das Kamisol wurde bald von einem alten Rode der seligen Großmutter verhüllt, in dessen Taschen man bequem eine Melone unterbringen konnte. Alles bunt durcheinander gemengt, stellte für Iwan Iwanowitsch ein höchst interessantes Schauspiel dar, während die Sonnenstrahlen stellenweise einen blauen oder grünen Vermal, einen roten Aufschlag oder ein Stück Goldborte beleuchteten oder gar um die Degenspitze spielen und sie zu etwas Ungewöhnlichem umschaffen. Man denkt bei diesem Anblick an das Puppentheater, das herumziehende Künstler in den Dörfern zethen. Da betrachten die sich drängenden Volkshäufen den König Herodes mit der goldenen Krone oder den Ziegenführer; hinter dem Theater hört man eine Fidel schnarren, ein Zigeuner schnalzt mit den Fingern auf den Lippen statt einer Trommel, die Sonne ist im Untergehen und die kühle Frische der südlichen Nacht bläst kräftig auf die entblößten Schultern der wohlgenährten jungen Bäuerinnen.

Endlich troch die Alte aus der Kumpellammer hervor, ächzend einen alten Sattel schleppend mit abgerissenen Riemen, abgeriebenen ledernen Pistolentaschen und einer Satteldede von einst hellroter Farbe, mit einer goldgestickten Bordüre und Kupferschnallen.

„Das dumme Weib,“ dachte Iwan Iwanowitsch, „schleppt zu guterleht noch den Iwan Nikiforowitsch zum Lüften heraus!“

In der Tat, Iwan Iwanowitsch hatte es beinahe erraten. Nach fünf Minuten kamen die Mantinghosen des Iwan Nikiforowitsch zum Vorschein und nahmen fast die Hälfte des Hofes ein. Darauf brachte die Alte noch eine Mütze und eine Flinte.

„Was hat denn das zu bedeuten?“ dachte Iwan Iwanowitsch. „Ich sah nie bei Iwan Nikiforowitsch eine Flinte. Was will er damit? Er schießt nie und hat eine Flinte! Wozu? Und welches Prachtstück! Schon seit lange wünsche ich mir so etwas; ich habe große Lust zu diesem Gewehre; wie würde ich meine Freude an dieser Flinte haben! . . . „Geda, gutes Weib!“ rief Iwan Iwanowitsch, mit dem Finger winkend.

Die Alte näherte sich dem Zaune.

„Was habt Ihr denn da, Mütterchen?“

„Ihr sehts ja selbst — eine Flinte.“

„Was für eine Flinte?“

„Wer kann denn das wissen? Wenn sie mein wäre, vielleicht wüßte ich dann, woraus sie verfertigt ist; es ist aber eine herrschaftliche Flinte.“

Iwan Iwanowitsch erhob sich und begann die Flinte von allen Seiten zu betrachten, wobei er vergaß, der Alten dafür einen Verweis zu geben, daß sie die Flinte mit dem Degen zum Lüften ausgehängt hatte.

„Sie muß von Eisen sein,“ fuhr die Alte fort.

„Oml von Eisen. Warum ist sie von Eisen?“ sprach er für sich. „Besitzt Euer Herr sie schon lange?“

„Wahrscheinlich.“

„Ein Prachtstück!“ fuhr Iwan Iwanowitsch fort. „Ich erbitte sie mir von ihm. Was macht er damit? Ich tausche sie gegen etwas ein. Ist der Herr zu Hause, Mütterchen?“

„Gewiß.“

„Was treibt er? Ruht er sich aus?“

„Er ruht sich aus.“

„Schön, ich komme zu ihm.“

Iwan Iwanowitsch kleidete sich an, bewaffnete sich zum Schutze gegen die Hunde mit einem knorrigen Stode (denn in Mirgorod begegnet man auf der Straße mehr Hunden als Menschen) und ging.

Das Gehöft des Iwan Nikiforowitsch lag hart an dem des Iwan Iwanowitsch und man konnte leicht von dem einen in das andere über die Umzäunung klettern. Iwan Iwanowitsch zog es aber vor, über die Straße zu gehen. Man mußte da ein Seitengäßchen passieren, das so schmal war, daß, wenn zwei Einspänner einander begegneten, sie nicht ausweichen konnten und man sie bei den Hinterrädern rückwärts wieder auf die Straße ziehen mußte. Der Fußgänger bekrängt sich da mit Kletten, die an beiden Seiten an den Zäunen wachsen. In diesem Gäßchen lagen an einer Seite ein Schuppen des Iwan Iwanowitsch, und an der anderen das Magazin, das Eingangstor und der Taubenschlag des Iwan Nikiforowitsch. Iwan Iwanowitsch näherte sich dem Tore und sagte etwas geräuschvoll an die Klinte.

Von innen ertönte Hundegebell, doch die in mannigfachen Farben spielende Hundeschar ließ schweifebedend auseinander, als sie ein bekanntes Gesicht erblidte. Iwan Iwanowitsch durchschritt den Hof, auf dem bunt durcheinander zu sehen waren: indische Tauben, die Iwan Nikiforowitsch eigenhändig fütterte, die Schalen von Wasser- und Zudermelonen, hier und da etwas Rasen, dann wieder ein zerbrochenes Rad, ein Fahreiß, und dazwischen in schmiegenen Geböden sich herumwälzende kleine Jungen, — es war ein Bild für Maler. Der Schatten der ausgehängten Kleider bedeckte fast den ganzen Hof und verlieh ihm etwas Kühle. Das alte Weib begrüßte ihn mit einer Verbeugung und blieb gähnend auf ihrem Platze. Vor dem Hause bot ein auf zwei Säulen ruhendes Wetterdach eine Bierde und zugleich Schutz vor der Sonne, die um diese Zeit in Kleinrußland keinen Spah versteht und die Fußgänger vom Scheitel bis zur Sohle mit heißem Schweiß begießt. Es läßt sich daraus das glühende Verlangen des Iwan Iwanowitsch ermessen, die ihm unumgänglich notwendig erscheinende Flinte zu erlangen, daß er sich entschlossen, in dieser Tageszeit auszugehen, während er seiner Wohntheit nach sonst nur abends herumspazierte.

Die Stube, in die Iwan Iwanowitsch trat, war ganz finster, denn die Fensterläden waren geschlossen und der Sonnenstrahl, der durch eine Ritze im Laden eindrang, reflektierte sich mit Regenbogenfarben auf der entgegengesetzten Wand und zeichnete auf derselben eine gar bunte Landschaft von Schilfdächern, Bäumen und den zur Lüftung ausgehängten Kleidern, alles natürlich in umgekehrter Gestalt. Infolgedessen war die Stube in ein wunderbares Halbdunkel gehüllt.

„Gelt Gott!“ sagte Iwan Iwanowitsch.
„Seid gegrüßt, Iwan Iwanowitsch!“ erwiderte eine Stimme aus einer Zimmerecke.

Jetzt erst bemerkte Iwan Iwanowitsch den Iwan Nikiforowitsch, der am Fußboden auf einem ausgebreiteten Teppich lag.

„Entschuldigt, daß ich mich Euch im Naturzustande präsentiere.“ Iwan Nikiforowitsch lag da ganz nackt, selbst ohne Hemd.

„Tut nichts. Habt Ihr heute gut geschlafen, Iwan Nikiforowitsch?“

„Es geht. Und habt Ihr wohlgeruht, Iwan Iwanowitsch?“

„Zu wohl.“

„Ihr seid also jetzt aufgestanden?“

„Ich jetzt aufgestanden! Der Heiland sei mit Euch, Iwan Nikiforowitsch; wie kann man bis jetzt schlafen! Ich komme seeben aus dem Dorfe. Ein herrlicher Roggen an der Straße, herz-erhebend! Und das Gras ist so gewachsen, so weich, so fett.“

„Gorzina!“ rief Iwan Nikiforowitsch, „bringe für Iwan Iwanowitsch Schnaps und Wirogen mit saurem Rahm.“

„Ein prächtiges Bettler!“

„Dobt es nicht, Iwan Iwanowitsch, möge es der Teufel holen, man weiß nicht, wo man sich vor dieser Glut verstecken soll.“

„Da kommt Ihr gleich mit dem Teufel! Eh, Iwan Nikiforowitsch, Ihr werdet meiner Worte gedenken, dann wird es aber zu spät sein; in der andern Welt werden gotteslästerliche Reden bestraft.“

„Womit habe ich Euch denn beleidigt, Iwan Iwanowitsch? Ich habe weder Eurem Vater, noch Eurer Mutter ein Haar gekrümmt. Ich weiß nicht, womit ich Euch beleidigt habe.“

„So hört doch auf, genug, Iwan Nikiforowitsch!“

„Bei Gott, ich habe Euch nicht beleidigt, Iwan Iwanowitsch!“

„Sonderbar, die Wachteln wollen noch immer nicht auf die Pfeife hören.“

„Denkt was Ihr wollt, ich bleibe dabei, ich habe Euch nicht beleidigt.“

„Ich weiß nicht, warum sie der Pfeife nicht folgen,“ fuhr Iwan Iwanowitsch fort, als hörte er nicht, was Iwan Nikiforowitsch sagte; „sollte es noch nicht an der Zeit sein . . . aber ich glaube, es ist gerade die rechte Zeit.“

„Ihr sagt, der Roggen sei schön?“

„Ein vorzüglicher Roggen, ganz ausgezeichnete Roggen!“

Es trat eine Pause ein.

„Ihr habt Eure Kleider herausgehängt, Iwan Nikiforowitsch?“

begann endlich wieder Iwan Iwanowitsch.

„Ja, ein prächtiges, fast neues Kleidungsstück hat mir das verdammte Weib verkaufen lassen; vom feinsten Tuche, vorzüglich, man braucht es nur zu wenden und hatte ein neues Kleid.“

„Mir hat da ein Ding besonders gefallen, Iwan Nikiforowitsch.“

„Was ist's?“

„Sagt mir doch, ich bitte sehr, was nützt Euch die Flinte, die gemeinsam mit den Kleidern sich lüftet?“ Iwan Iwanowitsch bot dabei eine Priese an. „Darf ich so frei sein?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Hühnerbruten.

Von jeher hat die Pflege und Zucht verschiedenartiger Haus- und Stubentiere auf naturfreundliche gesinnte Menschen einen hohen Reiz ausgeübt. Unter den Tieren, die wir im Haus und Garten züchten können, stehen die Vögel obenan. Am interessantesten sind Brutgeschäfte und Aufzucht der Jungen bei den Stubenvögeln, die zu den Nestholdern gehören; aber auch bei den Nestflüchtern, zu welchen das Hofgeflügel mit alleiniger Ausnahme der Taube gehört, ist sie nicht ohne Interesse. Wer den Sinn stets auf das Praktische gerichtet hat und gern das Angenehme mit dem Nützlichen, Gewinnbringenden verbinden will, befaßt sich gern mit der Zucht und Pflege des Hausgeflügels, und zahlreiche Geflügelzuchtvereine in Stadt und Land legen Zeugnis ab von der Verbreitung und Beliebtheit der Geflügelzucht.

Während die Zucht und Haltung des Wassergeflügels, der Gänse und Enten, an gewisse Bedingungen, vorzugsweise an das Vorhandensein von fließendem oder stehendem Gewässer gebunden ist, läßt sich die Zucht der Hühner, wenigstens in bescheidenem Maße, überall da ausführen, wo eine Laubenparzelle, eine Wiese oder auch nur ein Hofraum zur Verfügung steht. Die beste Zeit, eine kleine Hühnerzucht in Angriff zu nehmen, ist der Monat April. Die in diesem Monat erbrüteten Hühner pflegt man noch als Frühbruthühner zu bezeichnen; sie kommen im letzten Drittel des Monats aus, also zu einer Zeit, zu der schon vorwiegend sonniges und warmes Wetter einzutreten pflegt, wachsen rasch heran und be-

ginnen demzufolge vereinzelt schon im Herbst, in der Mehrzahl erst im Winter, etwa vom Januar ab, in einigen Exemplaren aber auch wohl erst zu Beginn des nächsten Frühling mit Legen. Frühere, sogenannte Winterbruten, sind überall da unsicher, wo keine größeren geheizten Räume für die Aufzucht der Küden zur Verfügung stehen, aber abgesehen davon sind sie meist an das Vorhandensein einer Brutmaschine gebunden, da brutlustige Hühner im Winter zu den Ausnahmen gehören. Die Anschaffung eines teureren und sorgfältige Bedienung erfordernden Brutapparates empfiehlt sich nur da, wo die Zucht im größeren Maßstabe zur Gewinnung von Winterküden gehandhabt werden soll, die als kleine Brathühnchen ganz gute Preise erzielen, aber mit falschem Geburtschein, als sogenannte Hamburger Küden, in den Handel kommen, denn die Hamburger Küden der Speisefarten unserer Restaurants sind ebensowenig wie die Brüsseler Poularden in Brüssel jemals in Hamburg gewesen.

Wollen wir mit der Hühnerzucht beginnen, so brauchen wir zunächst eine brutlustige Henne. Gewöhnlich werden die Frühbruthühner des vergangenen Jahres, wenn sie den ganzen Winter hindurch gelegt hatten, zuerst brutlustig. Wer nicht eine solche Henne dem eigenen Bestande entnehmen kann, muß sie auf einem Bauern- oder Geflügelhofe erwerben. Um die gegenwärtige Hauptbrutzeit wird mit derartigen brutlustigen Hennern ein schwungvoller Handel getrieben; wenn man sie aber von auswärts kommen läßt, macht man häufig die Erfahrung, daß sie nicht auf den Eiern sitzen bleiben, daß sie also entweder überhaupt nicht brutlustig waren, oder daß ihnen die Brutlust auf der langen Reise verloren gegangen ist. Auch Hennern haben ihre Mucken! Am leichtesten und gewissenhaftesten brüten die schweren, asiatischen Blut in ihren Abdomen führende Rassen, in erster Linie die Brahmas und Cochins, dann aber auch die Meckelner. Aber Hühner dieser Rassen sind nach meinen langjährigen Erfahrungen am allerwenigsten als Brüterinnen und Führerinnen zu empfehlen, da sie plump und federfüßig sind; aus Ungeschicklichkeit zertreten sie häufig die zu bebrütenden Eier und später auch einen Teil der Küden. Beste Brüterinnen sind die Whandottes und Orpingtons, aber auch unter den gewöhnlichen Landhühnern findet man häufig gute Brüterinnen. Einem kleinen Landhuhn kann man durchschnittlich 9—12 Eier unterlegen, den vorgenannten schweren Rassen dagegen 14—16 Stück. Das Nest stellt man am besten auf dem Fußboden her, da Hühner von Natur aus Bodenbrüter sind, indem man aus Stroh oder Heu eine nestförmige Mulde bildet, sie innen gut auspolstert und dann die Eier gleichmäßig nebeneinander legt. Den ersten Versuch macht man aber zweckmäßig mit Porzellaneiern oder mit gewöhnlichen Kisteneiern des Handels; erst wenn man sieht, daß die Henne gut und fest sitzt, nimmt man diese Probeeier fort und legt die wertvolleren Bruteier unter.

Die allerbesten und sichersten Brüterinnen und die besten Mütter sind die Truthennen; sie stellen gewissermaßen lebende Brutmaschinen dar, die man jederzeit zum Brüten zwingen kann, wenn man sie auf ein Nest setzt und mit einem Korb bedeckt. Auch ohne brutlustig gewesen zu sein, sitzen sie nach kurzer Zeit fest, und manche von ihnen lassen sich ohne weiteres dazu gebrauchen, zwei und selbst drei Bruten hintereinander zu machen, was man aber nicht tun sollte. Je nach Größe der Eier kann man einer Truthenne deren 20—30 Stück unterlegen. Selbstverständlich ist es nicht gleichgültig, was für Eier man erbrüten läßt. Wer etwas Besseres ziehen will, der nimmt nicht Eier gewöhnlicher „Misttraher“ vom ersten besten Bauernhofe, sondern Eier einer schönen, wirtschaftlichen Rasse. Will man gute Fleischhühner mit voller Brust und weichem Fleisch erzielen, so lasse man Meckelner ausbrüten. Legt man neben einem guten Braten aber auch Wert auf fleißiges Eierlegen, speziell auf Eier im Winter, so kommen in erster Linie die weißen Whandotteshühner in Frage.

In den zahlreichen Geflügelzeitungen, die zum Teil in der Hauptsache nur Offertenblätter sind, werden um diese Zeit Bruteier aller möglichen Rassen angeboten, die allerdings nicht billig sind und in der Regel je nach Qualität des Zuchstammes mit 3—12 M. pro Duzend bezahlt werden. Am besten fährt man, wenn man die Bruteier von einem als reell bekannten Züchter selbst besorgt, denn mit dem Bruteierverkauf wird ein ungeheurer Schwundel getrieben, denn es gibt Züchter, die wohl auf Ausstellungen höchste Preise errungen haben und hierauf in ihren Inseraten pochen, trotzdem aber den Bestellern für teures Geld Eier von ganz minderwertigem Geflügel übersenden. Dazu kommt noch, daß die Post mit den Eiersendungen auch nicht besonders glimpflich umgeht, so daß das Brätergebnis oft hinter den bescheidensten Erwartungen zurückbleibt. So habe ich selbst im Vorjahre von 45 von auswärts bezogenen Bruteiern, die ebenjohiel Marx kosteten, alles in allem 6 Küden erzielt, während die Eier meiner eigenen Zuchstämme bis 95 Proz. Befruchtung ergaben.

Bekanntlich sind die Herren Hähne sehr eifersüchtig, aber nicht nur diese allein, sondern auch die Hennern, und dies namentlich zur Brutzeit. Aus diesem Grunde darf man nie zwei Hennern zusammen in einem Raum brüten und nie mehrere die Küden auf einem Plaze führen lassen. Setzt man gleichzeitig zwei Hennern, so daß beide Bruten zugleich auskommen, so nimmt man die Küden der einen Henne und gibt sie der anderen mit zum Führen. Das muß aber so vorsichtig geschehen, daß die Henne den Schwundel nicht merkt, denn sonst befördert sie unweigerlich sämtliche fremden Küden ins bessere Jenseits. Um dies zu vermeiden, müssen die Küden nicht nur gleichaltrig sein, möglichst gleiche Farbe haben,

sondern man darf sie auch erst abends in der Dunkelheit, wenn die Henne bereits auf den eigenen Küden sitzt, vorsichtig untergeben.

Am sechsten Tage nach Beginn der Brut wird die Henne von den Eiern genommen, und die bebrüteten Eier werden bespiegelt, um die unbefruchteten von den befruchteten zu trennen. Will man feinen Eierspiegel verwenden, so nimmt man das Ei in die hohle Hand und hält es gegen das Licht an das Auge; erscheint es dunkel und gewölbt, so ist es befruchtet. Die unbefruchteten Eier entfernt man. Eine zweite Prüfung erfolgt am 12. bis 14. Tage der Brut. Faulle Eier und solche, in denen das Embryo abgestorben ist, erscheinen, gegen das Licht gehalten, grau-schwarzlich und undurchsichtig, riechen auch übel und kühlen sich sofort ab. Die Entfärbung dieser Eier ist von Wichtigkeit, da manche Hennen auch noch nach Beendigung der Brutzeit, wenn die Küden ausgeschlüpft sind, auf den übrig gebliebenen faulen Eiern weiter sitzen und die geschlüpften Jungen verhungern lassen. Auch wenn vor unsern Augen einmal ein faules, längere Zeit gebrütetes Ei unter lautem Knall geplatzt ist, wir also die Ladung ins Gesicht und auf die Kleider erhalten haben, werden wir für die Folge die Prüfung doch nicht unterlassen. Hühnerküden schlüpfen gewöhnlich am 21. Tage, mitunter aber auch schon am 20., in sehr seltenen Fällen auch noch am 23. und 24. Tage aus. Am 21. Tage findet man die meisten Eier angepökt; oft muß man dann in vorsichtiger Weise nachhelfen, falls das Küden nicht die Kraft besitzt, die Eischale zu sprengen, da es sonst, vollkommen entwidelt, noch im Ei abstirbt. Auch soll man die Schalen der geschlüpften Küden vorsichtig entfernen, damit sie sich nicht etwa über andere Eier stülpen und den in diesen befindliche Küden das Ausschlüpfen unmöglich machen. Die Küden verlassen das Ei naß und bleiben bis zum nächsten Tage unter der Mutter, ohne Nahrung anzunehmen. Erst dann beginnt das Füttern; man gibt der Glucke mit ihren Küden einen besonderen, von den übrigen Hühnern abgetrennten Laufraum, um sie dem Liebeswerben des Hahnes und sonstigen Belästigungen, die Küden den weiblichen Angriffen der anderen kinderlosen Hennen zu entziehen. In den ersten drei bis vier Tagen füttert man ausschließlich mit hart gekochtem, fein gewiegtem Ei, geschälter Hirse und fein zerbröckeltem Weißbrot, dann gibt man in den nächsten vierzehn Tagen geschälten und geschroteten Hafer, ebensolchen Buchweizen und daneben sogenanntes Küdenfutter, wie es von den Futtermittelfabriken hergestellt wird. Dieses Futter, aus Fleisch, Hülsenfrüchten, Rüben und Getreidemehl zusammengesetzt, ist ziemlich teuer, etwa 18 bis 20 M. pro Zentner, doch leicht und trocken, so daß man damit so weit wie mit zwei Zentnern vom besten Getreide reicht. Man bestelle es geschrotet und staubfrei, da die staubigen Teile von der Luft davon getragen werden und verloren gehen, und füttere es entweder trocken oder nur ganz mäßig angefeuchtet. In neuerer Zeit geben fast alle Geflügelzüchter der Trockenfütterung den Vorzug. Wer besonders billig wirtschaften will, der kann aber auch den Küden vom vierzehnten Tage ab neben gewöhnlichem Körnerfutter zunächst geschälten Hafer, dann aber auch Weizen, Gerste und Weichfutter geben, zusammengesetzt aus gekochten und gequellten Kartoffeln, untermengt mit etwas Maismehl und Weizenkleie. Nach vier bis fünf Wochen können die Küden schon genau wie alte Hühner gefüttert werden; auch sind sie sehr dankbar für Fleischabfälle und Grünfutter, wie Salat und Kohlblätter, fein gewiegte Brennesseln, Serrabella und ähnlichem. Wo die Küden freien Auslauf haben und der Insektenjagd obliegen können, erübrigt sich die Fleischnahrung.

Die verschiedenen Rassen verhalten sich bei der Aufzucht nicht gleichartig; es gibt sehr weiche und sehr harte. Die letzteren trocken allen Unbilden der Witterung, wenn sie nur einen trockenen und zugfreien Schlupfraum haben, und gehen oft schon im Alter von vier bis fünf Wochen ihre eigenen Wege, ohne sich um die Glucke zu bekümmern. Die letztere nimmt man dann sofort und setzt sie zum alten Hühnerstamm zurück, worauf sie bald wieder zu legen beginnt. Im Alter von drei Monaten lassen sich bei allen Rassen schon die Geschlechter unterscheiden; die Hähne beginnen dann bereits eiferfüchtig zu werden und vorläufig noch unblutige Kämpfe zu veranstalten. Jetzt ist es Zeit, sie von den jungen Hennen fortzunehmen und bis zur vollständigen Entwicklung gefordert zu halten. Unter sich gehalten, sind sie vollständig friedfertig, kommt aber eine Henne dazwischen, so geht der Krakeel los. Hat man Pech, so erzielt man mehr Hähne als Hennen, sonst unter Umständen einige Hennen mehr. Die Hähne wandern meist zum größten Teil in den Brattopf. Den kleinen Hennen legt man im Alter von drei Monaten an jeden Fuß einen geschlossenen Fußring mit Jahreszahl, um noch nach Jahr und Tag ihr Alter feststellen zu können. Das ist von größter Wichtigkeit, da eine Henne schon im vierten Lebensjahre im Legen beträchtlich nachläßt. Dann heißt es, die Henne hat ihre Schuldigkeit getan, und schwupp ist sie im Suppentopf. „Undank ist der Welt Lohn.“ Hd.

Kleines feuilleton.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Die Chemie der Seife. Die Seife ist eines der ältesten Produkte der chemischen Industrie. Allerdings wurde sie früher nicht, wie heute, in großen Fabriken zu Tausenden von Kilogramm

von einem einzelnen Betrieb hergestellt, sondern das Seifensieden war ein Handwerk. Die Hausfrauen stellten sich sogar die Seife für den Privatbetrieb ihrer Familien selbst aus Holzasche, Kalt und Fetten her. Diese Zeiten sind freilich längst vorbei; gerade wegen der primitiven und geringen Entwicklung der chemischen Großindustrie waren einzelne Kunstgriffe der chemischen Technik früher im Haushalt besser als heute bekannt. Man schreibt die Erfindung der Seife den Germanen zu. In der Tat zeichnen sich die germanischen Völker von jeher durch einen hohen Sinn für Reinhaltung ihres Körpers und ihrer Kleidung aus. Auch die Römer bezogen Seifenmaterial aus Deutschland, und sollen vor ihren Feldzügen unter Cäsar nach Germanien dieses Waschmittel überhaup nicht gekannt haben.

Unsere gewöhnlichen Seifen sind im chemischen Sinne reine Salze, nämlich Natron- und Kalisalze einiger höherer Fettsäuren, von denen namentlich die in unseren gewöhnlichen Fetten vorkommenden, Stearins, Palmitin- und Oleinsäure, vertreten sind. Sie werden hergestellt, indem man Natron- oder Kalilauge auf tierische und pflanzliche Fette (Tal, Leinöl, Palmöl, Kakaobutter usw.) einwirken läßt. Durch diese starken Laugen werden die Fette unter dem Einfluß der Hitze in ihre Bestandteile, Glycerin und Fettsäuren, zerlegt oder, wie man sich fachmännisch ausdrückt, verseift. Die durch den Verseifungsprozeß freigewordenen Fettsäuren gehen nunmehr mit dem Natrium oder Kalium der benutzten Laugen eine innige Verbindung ein, das heißt, sie bilden Seifen. Durch Kalilauge erhält man die sogenannten grünen oder Schmierseifen, während durch Natronlauge feste Seifen entstehen. Die salzhaltigen Schmierseifen greifen im allgemeinen stärker an und werden deshalb zum Scheuern und Waschen größerer Gegenstände (Treppen, Holzgefäße usw.) benutzt oder, sobald es sich um eine möglichst gründliche Reinigung schwer waschbarer Körperstellen handelt, zum Beispiel des Kopfes. Kopfläuse werden mit grüner Seife am besten entfernt. Für alle feineren Zwecke hingegen, namentlich also zur Hautpflege, benutzt man die festen Natronseifen, die zur Erhöhung des Wohlgeruches meist mit irgendeinem der zahlreichen pflanzlichen Riechstoffe versehen — und dadurch erheblich verteuert werden. So kommen die zahlreichen Seifenkombinationen, die meist nur geringfügige Unterschiede aufweisen, durch die Verwendung der verschiedenen Fette und des Seeres ätherischer Riechstoffe, die viel mannigfaltiger als die Seifengrundlagen selbst, die Fette, sind, zustande. Es ist ein vielzitiertes Wort von einem unserer ersten Chemiker, dem durch eine Reihe von Erfindungen unergelichen Justus v. Liebig, daß die Menge der verbrauchten Seife einen Maßstab für die Kultur des konsumierenden Volkes bilde. In der Tat hängt körperliche Sauberkeit, als eine Grundforderung aller hygienischen Bestrebungen, mit dem Kulturniveau so innig zusammen, daß man die Wichtigkeit eines solchen Anspruches wohl begreift. Wie schon die alten Germanen als die Erfinder der Seife angesprochen werden, so dürfte auch das moderne Deutschland nach diesem Maßstabe nicht schlecht abschneiden; denn von der überhaupt in Deutschland mehr als in anderen Ländern aufs mächtigste entwickelten chemischen Industrie bildet die nach Tausenden von Tonnen zählende Fabrikation der Seife einen der Hauptzweige.

Physikalisches.

Die Theorie des Glühstrumpfes. Die Wissenschaft geht der Technik zwar sehr oft voraus, aber es kommt doch häufig vor, daß eine Erfindung gemacht wird und große Verbreitung findet, ehe die wissenschaftlichen Grundlagen dafür in ganzem Umfang erkannt worden sind. So findet die Physik auch jetzt noch vieles an dem Glühstrumpf, der auf Millionen von Gasflammen zu finden ist, zu studieren. Professor Lewes hat neulich über die Theorie des Glühstrumpfes einen besonderen Vortrag gehalten, dessen Inhalt die Wochenschrift „English Mechanic“ wiedergibt. Demnach war die Widerstandsfähigkeit des Elements Thor, das bei der Zusammensetzung der Glühstrumpfe eine besondere Rolle spielt, schon seit 1886 bekannt. Erst 1891/92 aber wurde die Entdeckung gemacht, daß dies Element an sich kein Licht abgibt, sondern sein scheinbares Leuchten nur den in den gewöhnlichen Präparaten enthaltenen Verunreinigungen zuzuschreiben ist. Danach wurde die Bedeutung des Elements Cerium erkannt. 1 Proz. dieses Stoffes vermehrt die Kerzenstärke für jeden Kubikfuß des verbrauchten Leuchtgases um 20 bis 25. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß eine weitere Steigerung des Gehalts an Cerium wiederum nachteilig wirkt. Auf die Erklärung dieses Umstands hat die Wissenschaft viel Mühe verwandt. Zunächst wurde angenommen, daß die eigentümliche Mischung von Thor und Cer die Fähigkeit habe, Wärmestrahlen in Lichtstrahlen zu verwandeln. Eine andere Vermutung richtete sich darauf, daß das Cerium in Atomen den Sauerstoff in einem Augenblick aufnimmt und im nächsten wieder abgibt und so Tausende von kleinen Punkten höchster Temperatur über den Glühstrumpf austreut. Noch andere meinten, daß das starke Glühen des Körpers darauf beruht, daß Licht von einem besonderen Teil des Spektrums ausgesendet werde. Die Wahrheit ist nun endlich darin erkannt worden, daß das Cerium eine ganz außerordentliche Kraft der Wärmestrahlung besitzt, das Thor eine sehr geringe, und daß der größte Lichteffect erzielt wird, wenn das Cer gerade bis zu einer Temperatur zwischen 1500 und 1600 Grad erhitzt wird.